



Tiaji Sio, 28, Netzwerk-Gründerin

Diplomaten waren in der Familie von Tiaji Sio nicht besonders beliebt. Ihre Eltern lernten sich in Ghana an der Uni kennen, ihre Mutter machte dort gerade ein Austauschjahr, ihr Vater war aus Liberia geflohen. In der Deutschen Botschaft beantragte er ein Visum, damit sie gemeinsam nach Deutschland reisen konnten. »Das dauerte sehr lange«, sagt Sio, »und das war ärgerlich.«

Aber sie habe dadurch verstanden, wie wichtig Deutschlands Auslandsvertretungen seien. Also bewarb sie sich nach dem Abitur beim Auswärtigen Amt auf ein duales Studium in Public Administration und wurde Diplomatin. »Es gab mehr Visitenkarten mit Adelstiteln als solche mit Namen, die unsere Einwanderungsgesellschaft abbilden«, sagt Sio.

Also gründete sie »Diplomats of Color«, ein Netzwerk für Diplomattinnen und Diplomaten. »Damit wir in einer friedlichen Weltgemeinschaft leben können, braucht es eine Diplomatie, an der alle beteiligt sind«, sagt Sio.

Nach dem Auswärtigen Amt möchte sie nun die Verwaltung verändern und arbeitet bei der Denkfabrik Re:Form, die sich mit der Verwaltung der Zukunft beschäftigt. Martina Kix

»Es braucht Diplomatie, an der alle beteiligt sind«



Oliver Nachtwey, 49, Soziologe

Nachtwey ist Professor für Sozialstrukturanalyse der Universität Basel und befasst sich seit Jahren mit Verschwörungsmystikern, Querdenkern und Autokraten. Er ist gerade viel beschäftigt, und darin liegt die gute Nachricht: Nachtwey hilft uns zu verstehen, weshalb sich viele Menschen von der Demokratie entfremden. Er schärft den Blick auf die Ränder der Gesellschaft.

In seinem Buch »Gekränkte Freiheit« schrieb er über ein Phänomen, das die Autoren libertären Autoritarismus nannten. Es war ein Ansatz, um die Wut besser zu verstehen, und nachzuvollziehen, wie sie Populisten Stimmen verschafft. Nachtwey schildert den Fall eines Mannes mit dem Pseudonym »Herr Rudolph«, Jahrgang 1956, der einst für die Grünen arbeitete, dann zur SPD wechselte und nun AfD wählt. Rudolphs Leben geht abwärts, er würde es gern »mit 'nem Donnerknall« beenden, erklärte er den Autoren, »wirklich amokmächtig«. Nachtwey sagt, es gebe unter AfD-Anhängern und Trump-Sympathisanten eine gewisse Freude, Wahrheiten und Verbindlichkeiten zu zerstören.

Irgendwann, sagt er aber, werde auf die Entfremdung vieler Menschen von der Demokratie wieder eine Annäherung folgen. In vielen Teilen der Erde schreite die Gleichberechtigung voran, auch die Technik verbessere bei aller Kritik unser Leben. »Unsere Gesellschaften sind in vielerlei Hinsicht besser geworden«, sagt Oliver Nachtwey. Christoph Scheuermann



Susan Neiman, 69, Philosophin

Zwei Köpfe fallen ins Auge in Susan Neimans Wohnküche in Berlin-Neukölln. Da ist Bob Dylan, »der Shakespeare unserer Zeit«, sein Buch »Philosophy of Songs«. Und da ist die Kreidezeichnung auf der Schiefertafel für die Einkäufe: Immanuel Kant, der Aufklärer. »Eine exilrussische Philosophin hat es mir hinterlassen, als sie hier wohnte«, sagt Susan Neiman. Dylan und Kant. Das gute Amerika und jenes kritische Denken, für das Neiman Deutsch gelernt hat. Zwei Pole ihres Lebens, die ihr derzeit wenig Anlass zur Hoffnung geben.

Ihr Buch »Links ist nicht woke« wurde in elf Sprachen übersetzt. Es wurde mehr oder weniger fair kritisiert. Vor allem aber gelesen, von Menschen, denen die Akademien und Universitäten fremd geworden sind. Weil dort die kantsche Fähigkeit, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen, unabhängig von Herkunft, Hautfarbe, Geschlecht und Alter, vielen suspekt erscheint. Die Aufklärer werden immer mehr ihres universellen Anspruchs beraubt und reduziert auf weiß, europäisch, männlich. »Das ist Stammesdenken«, sagt Neiman, und es habe nichts mit der DNA der Linken zu tun, mit Gerechtigkeit, Universalismus und der Überzeugung, dass Fortschritt möglich sei. »Hoffnung ist keine Gefühlssache«, sagt Neiman, »es gibt eine Pflicht zur Hoffnung, um Handeln eine Chance zu geben.« Wenn schon nicht, um die Welt besser zu machen, so zumindest, um ihren Untergang aufzuhalten. Alexander Smoltczyk

Silja Graupe, 49, Ökonomin

Statt sich über das Uni-System zu ärgern, gründete Silja Graupe einfach eine eigene Hochschule. Vor zehn Jahren war das, sie arbeitete damals als Professorin für Wirtschaft und Philosophie und plante eine der wenigen Hochschulen in freier Trägerschaft in Deutschland: die Hochschule für Gesellschaftsgestaltung (HfGG) in Koblenz. »Ich wollte einen Hoffnungsort schaffen für alle, die im Uni-System mit ihrem Engagement für eine bessere Welt keinen Platz finden«, sagt Graupe.

Nicht um Wachstum und Karriere ging es ihr, sondern um Nachhaltigkeit und Veränderung. Vorlesungen besuchen, Klausuren schreiben, Multiple-Choice-Tests: All das schaffte sie ab. Studierende konnten die Lehre von Anfang an mitgestalten. Auf dem Lehrplan stehen Themen wie Klimagerechtigkeit, im Master geht es um kooperative Wirtschaftsformen. In den Kursen soll Wirtschaft komplett anders gedacht werden – als Gemeinnützige-Ökonomie. »Wissen darf nicht nur gefüttert werden«, sagt Graupe, sie wolle Menschen ausbilden, die in Krisenzeiten handlungsfähig sind. Graupe selbst ist unheilbar krank. Sie leitet die Hochschule vom Liegestuhl. Martina Kix

»Einen Ort schaffen für alle, die im Uni-System keinen Platz finden«

